

INKA BAUSE

präsentiert

*Auf der
Tonleiter in den
Schlagerhimmel*

Geschichten meines Vaters

DAS NEUE BERLIN

Die Autoren

Arndt Bause wurde 1936 in Leipzig geboren, nach Ausbildung und Arbeit als Glasbläser und hobbymäßigem Musizieren studierte er Komposition. Er schrieb zahllose Hits für die Schlager- und Pop-Prominenz der DDR. Bause starb im Februar 2003 in Berlin.

Inka Bause betrat fünfzehnjährig mit dem sensationellen Erfolg des Liedes »Spielverderber« die Showbühne. Sie studierte Gesang an der Hochschule für Musik und veröffentlichte neun Alben. Heute ist sie bekannt als Moderatorin von Unterhaltungssendungen bei RTL, MDR, ZDF und RBB.

Das Buch

Fast eineinhalbtausend Lieder komponierte Arndt Bause, die Schlagerinterpreten standen Schlange bei ihm, und eine Liste seiner Hits würde sich wie das »Who is who« des DDR-Schlagers lesen.

Er komponierte für Frank Schöbel, Monika Herz, Jürgen Walter, Wolfgang Lippert, Ruth Brandin, Helga Hahnemann und auch für seine Tochter Inka.

Irgendwann, in kreativer Studiopause, hat Arndt Bause Erlebtes und Erinnertes auf Band gesprochen. Er erzählt temperamentvoll und kundig von den seltsamen Mechanismen der Unterhaltungskunst, schildert, wie aus dem Hobbymusiker Bause ein »studierter Komponist« wurde, wartet mit Geschichten auf, in denen er uns als liebevoller Vater dreier Töchter begegnet und als wacher Zeitgenosse, dem oft der Schalk im Nacken saß.

Sämtliche Inhalte dieser Leseprobe sind urheberrechtlich geschützt. Sie dürfen ohne vorherige schriftliche Genehmigung weder ganz noch auszugsweise kopiert, verändert, vervielfältigt oder veröffentlicht werden.

Das Buch enthält einen 16-seitigen Bildteil.

ISBN 978-3-360-01324-8

© 2016 Verlag Das Neue Berlin, Berlin

Umschlaggestaltung: Verlag unter Verwendung eines Motivs
von Günter Gueffroy – picture-alliance/ZB

Die Bücher des Verlags Das Neue Berlin
erscheinen in der Eulenspiegel Verlagsgruppe.

www.eulenspiegel.com

Inhaltsverzeichnis

| | |
|----------------------------|-----|
| Vorbemerkung | 7 |
| Fehlstart | 11 |
| Das Klavier | 17 |
| Der Musiker | 22 |
| Bauses nach Berlin | 32 |
| Die Lyra | 43 |
| Das Traumpaar | 48 |
| Der Texter | 53 |
| Der Chansonnier | 58 |
| Manöver Waffenbrüderschaft | 66 |
| Der Sachse | 76 |
| Freundesland | 83 |
| Das Studio | 98 |
| Die Reise | 104 |
| Henne | 114 |
| Der Preis | 120 |
| Die Ameise | 127 |
| Schlagergeschichten | 135 |
| Auf Tour mit Henne | 149 |
| Die Wende | 155 |
| Der Abschied | 161 |
| Freunde | 167 |
| Nach der Wende | 175 |
| Worte, die tragen | 181 |
| Freunde und Träume | 184 |
| Anhang | 190 |

»Nur die Musik ist unvergänglich:
Denn ist eine Melodie einmal im Kopf,
kann sie uns keiner mehr nehmen.«
J. Dieckmann

Vorbemerkung

Als mein Vater um die Jahrtausendwende beschloss, seine Memoiren zu schreiben, war das eine Sache, die er ganz mit sich alleine ausmachte. Wenn er sich bei einer Entscheidung unsicher war, redete er lieber erst gar nicht mit seinem Oberratgeber, meiner Mutter. Er war sich einfach im Klaren darüber, dass sie wie immer die Wahrheit sagen würde, und dieses Vorhaben hätte ihre Billigung nicht gefunden. Also vergrub er sich in seinem Studio. Er hatte – in der damaligen Situation, an diesem Punkt seines Lebens – beschlossen, sein Leben auf Tonband zu diktieren. Warum auch nicht? Viele Künstler taten das vor ihm, bis zum heutigen Tag, und werden es in Zukunft so machen. Er wollte endlich wieder gehört werden, und wenn das mit seiner Musik nicht mehr ging, dann wollte er sich eben von der Seele reden, was ihn bewegte.

Wir merkten ihm an, dass es ein Projekt war, an dem er hing.

In seinem Buch wird Wunderbares aus seiner Kindheit und Jugend zu lesen sein. Wir erfahren viel aus den erfolgreichen Jahren seiner Karriere in der damaligen DDR. Einiges über Familie und Kollegen. Auch Aufschlussreiches aus den für ihn schwereren Zeiten nach 1989. Ein so persönliches Buch ist immer auch Bilanz und Abrechnung. Und die Möglichkeit, sich auf seine Weise zu erinnern. Also subjektiv – was auch sonst? Natürlich ist es auch

geprägt von der momentanen Stimmung, der persönlichen Situation. Und die war für meinen Vater 2001 beziehungsweise um die Jahrtausendwende alles andere als schön.

Er war zu diesem Zeitpunkt ein mehr oder weniger unglücklicher Mann. Wenn ich das sage, bezieht es sich auf sein berufliches Leben. Aber wie soll ein Mann, der erfolgreich war in allem, was er tat, das Unglücklichsein im Beruf komplett trennen von seinem Privatleben? Das geht nicht. Das ging nicht – nicht für ihn. Er lebte seine Leidenschaft – das Komponieren. Jede Note war tief in seiner Seele verankert. Aber nach der Wende gab es für ihn fast ausschließlich berufliche Verletzungen und Enttäuschungen. Aus diesem Kontext heraus entstanden seine Memoiren. Es sollte, so denke ich, sein beruflicher Abschied werden. Für ihn selber ein »So, das war's«.

Mit 65 Jahren – genau zur Rente! Was für eine Rente? Welcher Künstler geht mit 65 in Rente? Kreativität hört doch nicht mit dem Rentenbescheid auf. Man denke an Herbert Köfer, der mit über neunzig Jahren noch auf der Theaterbühne steht, Johannes Heesters sang noch mit über hundert seine Lieder. Rühmann stand mit fast achtzig Jahren noch als Clown Oleg Popov auf der Bühne. Erwin Strittmatter beendete sein Werk »Der Laden« mit achtzig Jahren.

Mein Vater kämpfte gegen Arbeitslosigkeit, seit er Anfang fünfzig war. Natürlich stand er damit nicht alleine, aber er hatte sich nie groß um anderer Menschen Probleme gekümmert. Nur um die seiner Frau. Bei den Kindern hörte es oft schon auf, denn er wusste ja, dass unsere Mutter zur Stelle war.

Ich werde nie vergessen, wie ich mit ihm nach der Wende im MDR in einer Talkshow saß und er nur von seinen Problemen redete. Ich saß da mit rotem Kopf, während der Mann, der in einem schönen Haus am Stadtrand von Berlin wohnte, finanziell abgesichert lebte, glücklich verheiratet war und drei Töchter hatte, darüber schwadronierte, wie schlecht es den ostdeutschen Künstlern im Allgemeinen und ihm im Besonderen ginge. Natürlich hatte er aus seiner Sicht mit allem recht ... Dennoch hätte ich mir von ihm eine größere Dankbarkeit gegenüber den vergangenen, glücklichen fünfzig Jahren gewünscht und etwas mehr Solidarität mit den Ar-

beitslosen in der DDR-Provinz, wo der einzige Betrieb nach der Wende zugemacht hatte, so dass sie nicht wussten, wie sie ihre Miete zahlen sollten. Aber so denkt ein Genie nicht – ein Künstler dieser Qualität sieht nur sich. Doch was ist ein Künstler ohne Publikum, ohne Applaus? Er geht ein wie eine Blume ohne Licht.

Und so ist mein Vater eingegangen und – das ist die Meinung meiner Mutter und meine eigene – viel zu früh an gebrochenem Herzen gestorben.

Mittlerweile sind fast vierzehn Jahre seit seinem Tod vergangen und sechzehn Jahre seit der Veröffentlichung seines Buches »Der Mann mit der goldenen Nase«. Eine lange, ereignisreiche Zeit. Nun nehme ich den achtzigsten Geburtstag meines Vaters zum Anlass, das Buch, mit dem sich meine Mutter heute noch schwer tut, auf den neuesten Stand zu bringen. Natürlich steht es mir nicht zu, inhaltlich einzugreifen. Warum auch?

Einiges ist nach Erscheinen des ersten Buches und vor meines Vaters letztem Tag auf dieser Welt passiert, und vieles bis heute. Diese Lücken möchte ich zu füllen versuchen, möchte einiges aus meiner Sicht und der meiner Mutter hinzufügen, aber auch streichen. Manche Freunde sind keine mehr, und andere haben sich als sehr treue Wegbegleiter der Witwe Angret Bause erwiesen.

Ich würde das nicht machen, wenn ich nicht fast jeden Tag meines Lebens an meinen Vater denken würde, ihn vermisse. Wenn ich nicht Menschen begegnen würde, die heute noch von meinem Vater reden und seine Melodien summen. Auch wenn die Medien schnelllebig geworden sind und er dort kaum noch Beachtung findet, gibt es treue Fans, die hin und wieder mit ihren Enkelkindern »Die fliegende Windmühle« sehen – einen der bezauberndsten DEFA-Trickfilme, wie ich finde, nicht zuletzt wegen der wundervollen Musik. Es ist auch für alle, die, wenn sie die blonde Moderatorin im Fernsehen sehen, nicht sofort an Bauern denken, sondern zuerst an den »Spielverderber« von Arndt Bause. Viel Spaß beim Erinnern – an ein Land, eine Melodie, ein Gefühl.

Inka Bause

Fehlstart

Am 30. November 1936, um acht Uhr morgens, erblickte ich als viertes Kind des Ehepaares Emma und Werner Bause in Leipzig, Crednerstraße 24, das Licht der Welt. Als erster Sohn nach drei Töchtern. Später gesellte sich noch eine Schwester dazu.

Einige Menschen können ihre Herkunft bis ins 13. oder 14. Jahrhundert zurückverfolgen. Ich kenne nur die Geschichte meiner Großmutter: Die Mutter meiner Mutter stammte aus Perlesreut im Bayrischen Wald, war also katholisch. In München lernte sie einen Mann kennen, der kam aus Bad Dübén, war also evangelisch. Mit dem ist sie nach Leipzig gezogen, die Abtrünnige. Ihr erstes Kind hieß Emma und wurde, wie gesagt, meine Mutter. Die wiederum lernte in Leipzig Werner kennen, der wurde mein Vater. Woher er stammte, habe ich als Kind und auch später oft zu hören bekommen. Er war ein uneheliches Kind von Ernst Albin, Herzog von Coburg-Gotha, und der Tochter des Gärtners. Die Marlitt lässt grüßen.

Der unerhörte Vorgang begab sich im Schloss Friedrichroda. Als das Mädchen schwanger wurde, kam man dem Eklat zuvor und schickte es nach Leipzig. Dort sollte sie ihr Kind gebären und zurücklassen. Es bekam den Namen der Mutter, also Bause, und wurde von einem Bankiersehepaar aufgezogen. So ist es naheliegend, dass mein Vater später Bankangestellter wurde.

Seine Mutter begab sich nach der Entbindung wieder zurück nach Friedrichroda.

Als mein Vater schon erwachsen, sogar schon verheiratet war, fuhr er auf Drängen meiner Mutter nach Friedrichroda, um seine leibliche Mutter zu sehen. Dort erfuhr er, dass seine Mutter vom Herzog eine Abfindung bekommen hatte, aber die kam ihrem Bruder gerade recht, um sie durchzubringen. – So weit meine Ahnen.

Im Gegensatz zu anderen Menschen kann ich mich an meine ersten Jahre nicht gut erinnern. Ein Bild hab ich deutlich vor Augen, da muss ich drei oder vier Jahre alt gewesen sein. Unsere Crednerstraße, in der wir wohnten, in der auch mein Kindergarten und meine Schule waren, hing voller Hakenkreuzfahnen. Vielleicht hatte der »Führer« Geburtstag, oder die Deutschen hatten einen Blitzsieg errungen, was ja später seltener wurde.

Diese Fahnen sind meine früheste Kindheitserinnerung.

Und von unserer Drei-Zimmer-Wohnung mit Balkon zum Hof weiß ich noch. Damals durften Kinder auf einem solchen Hof noch spielen und laut nach einer Bemme rufen, die uns in Butterbrotpapier gewickelt runtergeworfen wurde.

An meinen ersten Schultag allerdings habe ich eine unauslöschliche Erinnerung, das war 1943: Hinter dem Katheder steht unser Lehrer, der aussieht wie aus der »Feuerzangenbowle«, mit Spitzbart, die Daumen unter die Weste geklemmt. Er schreibt ein großes A an die Tafel, und wir sollen dieses A abschreiben. Da ich Linkshänder bin, male ich linkshändig ab. Der Lehrer eilt durch den Gang zu mir, zieht mich an den kurzgeschorenen Haaren mit Scheitel links aus der Bank, knallt mir rechts und links eine und schreit: »Bei uns wird rechts geschrieben.« Danach hatte ich mich innerlich eigentlich von der Schule verabschiedet.

Ich erinnere mich, dass wir Ende November 1943 innerhalb derselben Straße umgezogen sind, hundert Meter weiter, ins letzte Haus der Crednerstraße, so hatten wir ein Zimmer mehr. Allerdings waren wir schon eine Person weniger, Mutter und vier Kinder, der Vater war im Krieg.

Der Umzug war eine Sensation, freilich eine anstrengende. Es war der 3. Dezember, und an seinem Abend waren wir alle überdreht und übermüdet. Es hatte viel zu tun gegeben, wir hatten alles von der einen in die andere Wohnung getragen, aber auch Umzug gespielt. In der Nacht donnerte und blitzte es. Die Mutter kam in unser Kinderzimmer, von denen es nun zwei gab. Hätte sein können, dass wir uns vor dem Gewitter fürchteten. Sie zog die Verdunklung hoch und sah, dass das letzte Haus in der Straße brannte, ein Versuchsgut der Universität.

Es war kein Gewitter, es war ein Bombenangriff, der erste auf Leipzig, nach Mitternacht, also am 4. Dezember 1943. So wie wir waren, eilten wir in Richtung Luftschutzkeller. Ich war der Letzte, der das Kinderzimmer verließ. Es gab einen Schlag, ich drehte mich um und sah, wie die Mauer, die Kinderzimmer und Küche trennte, auf mein Bett fiel.

Das war meine erste Begegnung mit dem Tod, auch wenn ich das erst viel später begriffen habe.

Über Glasscherben stolperten wir das Treppenhaus hinunter, die anderen Mieter und der Luftschutzwart empfingen uns entsetzt, vielleicht sahen sie uns schon tot. Niemand hatte uns geweckt, und wir waren fast im Wortsinn todmüde gewesen.

So waren wir also ausgebombt und wussten nicht, wohin. Nach Bayern zu den Verwandten, aber die katholische Mutter hatte ja einen Evangelischen geheiratet. Uns blieb nur das Erzgebirge, dort saß der Vater während eines Winterlehrganges in der Schreibstube, während er sonst zu einer Pionierkompanie gehörte.

Wir kamen in Reitzenhain im Dunkeln in einer kalten Dezembernaut, und Vater holte uns vom Zug ab. So viel Schnee hatte ich in meinem Leben noch nie gesehen wie dort oben. Wir fuhren mit dem Pferdeschlitten, am Pferdegeschirr hingen kleine Glöckchen, und den Schlitten lenkte ein alter Mann, dessen Gesicht konnte ich mir nicht merken, weil ich es gar nicht sehen konnte. Er hatte dicke Filzstiefel an und trug eine alte lange Lederschürze, über der hing sein Bart und noch länger seine Tabakspfeife. So eine sah ich zum ersten Mal, mit einem Deckel, damit es in den Tabak nicht regnet oder schneit.

Wir fuhren durch den Wald und kamen in ein Dorf namens Satzung. Dort haben wir drei Jahre gelebt.

Vater musste als Soldat nach Holland, wieder in den Krieg, wir blieben – und warteten.

Ich habe beim Bauern nebenan geholfen, es war für mich interessant. So habe ich gelernt, Kühe zu hüten, Heu zu machen, Hafer zu dreschen und mit der Sense umzugehen. Holz habe ich gehackt und am Butterfass gedreht, mit der rechten und mit der linken Hand, denn das war anstrengende Arbeit. Was man

damals in der Landwirtschaft brauchte, habe ich in Satzung im Erzgebirge gelernt.

Vom Krieg haben wir dort nichts gespürt, gar nichts. Unsers war ein Grenzdorf, auf der anderen Seite begann der damals deutsche »Sudetengau«. Kein Militär, keine Bomben, nichts, gar nichts, keine Lehre daraus, nichts, amen.

Ich war ein kleiner Junge, acht Jahre und Zweitklässler, hatte für einen Augenblick schon den Tod gesehen, liebte Tiere und vertraute meinen Eltern.

Unser Lehrer hieß Herr Keilhaus. Er betrat die Schule nur in Uniform und war versessen darauf, uns dies einzudrillen: So oft ihn die Lust dazu überkam, das konnte fünfmal oder zwanzigmal am Tag sein, ging er hinaus, riss die Klassentür auf, und wir hatten bis zu seinem Schritt in die Klasse aus der Bank zu flitzen, stramm zu stehen und den Arm gestreckt zum Hitlergruß zu entbieten. Das war eine Schrecklichkeit und wehe dem, der sich bewegte.

Noch schlimmer, es gab ein Mädchen, die war eine schwache Schülerin. Sie konnte nicht rechnen. Allmählich wohl auch aus Angst die Zahlen nicht mehr erkennen. Vorn war die Schiebetafel, aber an einer Wand gab es noch eine Art aufgemalter Tafel, auf die schrieb Herr Keilhaus eine Rechenaufgabe und rief unsere arme Mitschülerin auf. Sie konnte nicht, wusste nicht, schwieg. Herr Keilhaus rannte zu ihr, riss sie an den Haaren zur Wand und schlug ihren Kopf immer wieder gegen die Tafel.

Und dann auch das: Die Erwachsenen waren unruhig. Irgendwelche Erwachsenen, irgendwie unruhig. Sie haben sich uns Kindern nicht mitgeteilt, und wir haben nicht gelernt, zu fragen. Es hat uns wohl auch nicht interessiert.

Am 7. Mai 1945 kam abends meine große Schwester Ruth mit ihrer Freundin auf dem Fahrrad von Reitzenhain quer durch den Wald, abseits der Straße waren die Mädchen gefahren. Sie waren völlig erschöpft, fielen fast vom Rad. »Die Russen kommen!« Das Einzige, was ich wusste: Die schneiden uns die Kehlen durch. Mutter hatte Angst, denn sie war in der NS-Frauensschaft, der Vater in der Partei und in der SA. Keiner wusste, was die anderen wissen. Das große Zittern ging los.

Und dann kamen die Russen mit ihren kleinen Pferden und merkwürdig aussehenden LKWs und ebenso fremdartigen Maschinengewehren, sie kamen hoch nach Satzung und gruben sich um das Dorf herum in die Erde ein. Sie holten beim Bauern Stroh und Schweine zum Schlachten.

Zu uns kam ein junger Offizier ins Haus. Wir mussten alle im unteren Raum sitzen. Das wollte die Mutter so. Nur die Ruth hatte sie oben im Bett versteckt, die war schon sechzehn, um die hatte sie Angst. Der Offizier verlangte nach einem Radio. Da hat die Mutter das Radio geholt und auf den Tisch gestellt. Darauf hat der Offizier hinter dem Haus Posten aufgestellt, das hieß: In unser Haus durfte kein Soldat rein.

Das war ein unbegreifliches Glück, denn es war noch Kriegszustand. Und es wurde nicht nur geplündert, aber das weiß man. Der Offizier wollte einen russischen Sender hören. Er sprach kein Wort deutsch, wir verstanden seine Sprache nicht. Später haben wir oft genug erlebt, dass man sich doch irgendwie verständigt, das klappte auch da halbwegs.

Als er auf der Skala keinen Sender in russischer Sprache finden konnte, nahm er auf der Rückseite den Deckel ab und schraubte sachkundig im Gerät herum. Wir verstanden: Er war Rundfunkingenieur und stammte aus Kiew. Und nachts um zwölf Uhr wurde bei uns auf dem Deutschlandsender auf einmal russisch gesprochen. Das war der 8. Mai, und der Jubel brach los, als wir nun hörten, der Krieg war aus. »Kapitulation ... Karlshorst ... Unterschrift.«

Er rannte raus, riss seinen Revolver aus dem Gürtel und schoss die Magazine leer. Immer wieder kam das Wort MIR, das Dorf stand kopf, und MIR hieß Frieden.

Am nächsten Tag zogen die Russen wieder ab, einfach wieder ab. Der Krieg war zu Ende. Wir waren davongekommen.

Als die Russen abgezogen waren, kamen die Tschechen. Sie kannten sich gut aus in Satzung. Herrn Keilhaus und den fanatischen Bürgermeister haben sie mitgenommen und im Wald aufgehängt. Und ich entsetze mich noch heute davor, wie wir uns gefreut haben, welche Genugtuung uns erfüllte. Sicher mögen wir auch gedacht haben, der Lehrer ist tot, die Schule ist

aus, aber das war nebensächlich. Es gehört wohl ein Martyrium dazu, in solchen Knirpsen eine so ungehemmte und offene Freude über Hinrichtung ohne Federlesen zu wecken.

Der Vater lag 1945 in Königslutter in einem englischen Militärlazarett. Die Mutter hat es geschafft, die Demarkationslinie zu überwinden, zum Teil im Kohlentender, zum Teil in einem Wasserbehälter. Sie erschien im Lazarett des Lagers und sagte: »Ich möchte meinen Mann abholen.« Das muss belustigend gewesen sein, da kommt eine Deutsche, eine Frau, und will einfach ihren Mann abholen. Sie hat den Vater, halbverhungert und krank, mitgebracht. Er wurde hochgefüttert, und dann sagten die Eltern: »Hier können wir nicht bleiben, hier können wir nicht existieren.«

So gelangten wir zurück nach Leipzig, zur Großmutter, zur Ahne. Die hatte eine Sieben-Zimmer-Wohnung im Musikviertel, in der Lampestraße 9. Dort kamen wir unter. Für den Vater wurde Arbeit gesucht, und nun sollte das ganz normale Leben wieder losgehen.

Das Klavier

Das ganz normale Leben fing damit an, dass wir hungerten. Der Vater war Buchhalter, entnazifiziert, und verdiente im Monat etwa 200 Mark. Davon konnte eine Familie mit vier Kindern nicht leben. Nur die Große hatte schon etwas gelernt und stand auf eigenen Füßen. Was es auf Lebensmittelkarten gab, reichte nicht. Natürlich wollte meine Mutter die Lage ändern. Organisieren und Hamstern brachten nichts, also meinte Mutter: Es muss geschoben werden. Alles schiebt, warum nicht auch ich.

Während wir zur Schule gingen oder in den Trümmern spielten, fing sie damit an. Geheimnisvolle Menschen kamen und gingen, Auskunft darüber gab es nicht. Manchmal mussten wir für eine Weile verschwinden und wurden erst gerufen, wenn die Luft rein war. Es gab mal Brot zu essen, mal etwas Warmes, irgendwie ging es vorwärts, bis eines Tages in der großen Wohnung ein ursprünglich als Dienstmädchenzimmer genutzter Raum, hoch, lang, schmal, abgeschlossen wurde. Der blieb verschlossen, keiner durfte ihn betreten. Wenn es im Dunkeln klingelte, mussten wir Kinder im Wohnzimmer bleiben. Wir durften nicht spähen.

Später habe ich rausgekriegt, wir hatten Osram-Glühbirnen aus Westberlin. In Leipzig, in der Ostzone, gab es keine Glühbirnen, und demzufolge waren Glühbirnen von Osram ein lukratives Geschäft geworden.

Diese Glühbirnen haben uns nicht nur sattgemacht, von dem Handel blieb auch etwas übrig. Wenn das so ist, besinnt der Mensch sich auf etwas, was er schon immer haben wollte und sich nie leisten konnte. Für meine Mutter war das ein Klavier. Es kam in unsere Wohnung, ein schwarzes großes Klavier, und wurde in das Wohnzimmer gestellt. Für meine kleine Schwester und mich wurde der Klavierunterricht beschlossen.

Es gab in unserer Straße einen Klavierlehrer, der bereit war, uns zu unterrichten. Meine Schwester erwies sich als ebenso un-musikalisch wie mein Vater. Sie musste nicht lange durchhalten, es hatte keinen Sinn, rausgeschmissenes Geld. An mir aber hatte sich der Klavierlehrer Walter Knappe festgebissen, indem er behauptete, ich wäre musikalisch. Meine Mutter konnte er sofort überzeugen, natürlich war ihr Junge musikalisch. Er hat ja schon mit zwei Jahren vor dem Volksempfänger gestanden und Militärmärsche dirigiert. Ich meinte zwar, das machen alle Zweijährigen, aber das half mir nicht. Ich musste jeden Tag eine Stunde lang Klavier üben und jede Woche zum Klavierunterricht gehen.

Das hat mich völlig von der Musik abgebracht. Mein einziger Trost war, es fiel mir leicht. Manchmal konnte ich mich mit Hilfe von Ausreden drücken oder Hochparterre über einen großen Sandsteinsims aus dem Fenster klettern. Wenn ich wiederkam, gab es Krach, ich bin dann ab ins Bett, aber geübt habe ich nicht. Außer am Sonnabend, vor dem Klavierunterricht, eine halbe Stunde lang, eben so durchgefingert. Dann habe ich mir von meinem Klavierlehrer sagen lassen, dass die Finger nicht stimmen und ich wieder nichts gelernt habe. Er durchschaute mich, aber was sollte er machen. Wir haben uns hingequält, bis ich die Schule verlassen und endlich eine Lehre beginnen konnte.

Ich wurde Glasapparatebläser, auch noch bei meinem Vater im Betrieb, aber ich brauchte nicht mehr zum Klavierunterricht zu gehen. Vorher aber heiratete meine Schwester Ruth. Unter den Gästen war ein Medizinstudent, der irgendwie zum Bekanntenkreis meiner Mutter gehörte.

Zu vorgerückter Stunde setzte der sich ans Klavier und spielte Boogie-Woogie.

Das waren wohl die Minuten, in denen sich meine Zukunft entschied. Ich stand mit offenem Mund neben dem Klavier, ohne zu wissen, vielleicht aber zu ahnen, dass dies meine Musik ist. Am nächsten Morgen saß ich im Schlafanzug am Klavier und versuchte, die linke Hand zu üben. Das brachte mir einen Krach mit meiner Mutter ein, weil ich alle todmüden Feierer weckte.

Von da ab habe ich mir bei Musik-Brandt im Peterssteinweg alle Noten gekauft, mit denen man ähnliche Musik machen und die ich bezahlen konnte. Damals gab es bei Brandt Noten aus Westberlin.

Ich ging in Leipzig in die Petrischule, die hatte einen Musiklehrer, Reinhold Wächter. Der leitete einen damals in Leipzig bekannten Knabenchor. Da es sich um eine Oberschule handelte, hatten wir auch Tenöre und Bässe. Ich sang Alt. Das war eine sehr schöne Zeit, weil wir viel singen mussten, zum Beispiel, wenn Stalin Geburtstag hatte. Oder als Stalin gestorben war, da sangen wir bei den Russen die Stalinkantate. Für die Veranstaltungen bekamen wir schulfrei.

Aus meiner heutigen Sicht bot der Chor noch einen großen Vorteil. In unser Klassenzimmer kam Franz Konwitschny und übte mit uns den Chor in der Neunten von Mahler. So durften wir dieses Werk abends mit dem Gewandhausorchester singen.

Auch Professor Ramin kam zu uns, der Kantor der Thomaner. Wir durften mit ihm üben und als Verstärkung mit den Thomanern die »Matthäus-Passion« singen. Fünf von uns Jungs wurden ausgesucht für die Puccini-Oper »La Bohème«. So kamen wir zum Opernrepetitor. Da ich am lautesten singen konnte, bekam ich ein Solo. In 75 Vorstellungen der »Bohème« verdiente ich dadurch 3,50 Mark statt wie im Chor nur 2 Mark.

Ich habe außerdem im Kegelklub meiner Großmutter die Kegel aufgestellt, manche Koryphäen kennengelernt und noch mehr Geld verdient, für das ich bei Brandt einkaufen konnte.

Diese Boogie-Woogie-Musik hat mich fasziniert, nicht Haydn, nicht Mozart, nicht Beethoven. Und ich war heilfroh, als berufstätiger Lehrling dem langweiligen Unterricht entkommen zu sein.

Im dritten Lehrjahr saß ich mit Freunden in einer Kneipe, und in der stand ein altes Klavier. Ich war Ende siebzehn, wir hatten ein oder zwei Biere getrunken, da sagten die Kumpels: »Los, spiel jetzt Boogie.«

Ich setzte mich ans Klavier und spielte. Da kam ein Mann ans Instrument und sagte: »Sag mal, willst du in einer Band spielen?«

Ich dachte, ich spinne. Aber eh ich's dachte, sagte ich: »Ja.« Er wollte meine Adresse und meinte, er würde mir jemanden schicken. Ein paar Tage später kam ein Mann und wollte sehen, ob ich nach Noten spielen kann. Ich konnte, unter anderem »Köhlerliesl«. Die Noten hatte er aus dem Stapel auf dem Klavier herausgesucht, dem alten schwarzen Klavier aus Osram-Glühbirnen.

In der Woche darauf bin ich in das Probenlokal gegangen, in eine Kneipe, ins Hinterzimmer, wo sonst ein Gesangsverein übte. Wir vereinten uns zu Schlagzeug, Gitarre, Akkordeon, Bass und meinem Klavierspiel. So haben wir geprobt.

Aber weder die Besetzung noch die Stücke entsprachen meinen Vorstellungen. Nach vier Wochen habe ich gefragt, ob nicht der Gitarrist die Trompete spielen könnte, und da ich am Klavier war, brauchten wir kein Akkordeon, der Musiker sollte Klarinette und Saxophon lernen, vielleicht könnten wir noch einen zweiten Saxophon-Mann einstellen, dann würde das ganz gut klingen. Die Arrangements würde ich schreiben, nach dem, was ich im Radio hörte, oder auch nach Noten.

So haben wir es dann gemacht.

Am 6. Oktober 1954 hatten wir die erste Mugge, im RC, Ruderclub Leipzig. Da war ich schon Geselle, und im November kam für mich ein wichtiger Tag.

Abends wurde ich ins Wohnzimmer gerufen, dort saßen die Eltern, und mein Vater sagte: »Du hast heute im Betrieb gekündigt?«

»Ja.«

»Und wo willst du hin?«

»Ich will gar nicht hin.«

»Was willst du machen?«

»Ich bin Musiker. Ich mache Musik.«

»Das kommt überhaupt nicht in Frage. Aus dir soll doch mal was werden.«

Ich habe gesagt: »Das ist jetzt zu spät.«

Er sagte: »Du ziehst die Kündigung zurück.«

Ich sagte: »Am 30. November bin ich achtzehn, dann bin ich mündig.« Wir lebten in der DDR, da war man mit achtzehn

Jahren mündig. Es war alles gesagt, was gesagt werden konnte. Mehr gab es nicht zu reden.

Ab 30. November war ich Musiker, verdiente recht und schlecht mein Geld und habe recht und schlecht gelebt. Allerdings, das sei nie vergessen, immer mit dem Beistand meiner Mutter. Sie hat mich blind unterstützt und immer gesagt: »Hoffentlich kriegt's der Vater nicht raus.«